

Uta Pohl-Patalong

Die Zukunft der Ortsgemeinde. Theologische Perspektiven und ihre Konsequenzen

Eine Beilage für „Gemeinde leiten“
Ausgabe 4/2023

Die Ortsgemeinde steht – mal wieder – in der Diskussion. Während der Rückgang der Kirchenmitglieder seit den 1970ern und der Rückgang der finanziellen Mittel seit den 1990ern nur zu überschaubaren Veränderungen geführt haben, wird die bisherige Form jetzt durch den Rückgang der kirchlichen Hauptamtlichen und vor allem der Pfarrpersonen ernsthafter in Frage gestellt. Das motiviert dazu, neu nach den Hintergründen der Ortsgemeinde, nach ihren theologischen Grundlagen und nach ihren Alternativen zu fragen.

1. Die Ortsgemeinde als Konstruktion aus verschiedenen Epochen und Kirchenbildern

Fragt man, was die Ortsgemeinde eigentlich ausmacht, sind es Elemente aus ganz unterschiedlichen Zeiten mit unterschiedlichen Kirchenbildern, die in ihr zusammenkommen. Zum beruht sie auf dem „territorialen“ Prinzip der „Flächendeckung“: Das gesamte Land ist in Kirchengemeinden aufgeteilt und jedes Kirchenmitglieds wird über seinen ersten Wohnsitz einer Gemeinde zugewiesen. Dieses Element ist nicht biblisch, aber verhältnismäßig alt. Im 4. Jh., als das Christentum zur Staatsreligion wurde, wollte die Kirche damit ihren Anspruch auf das gesamte Land deutlich machen. Ausgebaut wurde sie einige Jahrhunderte später, weil mit ihr kontrolliert werden konnte, ob die Bevölkerung ihren kirchlichen Pflichten nachkam, ihre Gebühren für die Sakramente ordnungsgemäß entrichtete und den Zehnte zuverlässig an die Kirche ablieferte. „Ortsgemeinde“ war damals ein kirchlicher Verwaltungsbezirk zur flächendeckenden kirchlichen Versorgung und Kontrolle der Bevölkerung.

Ein zweites Element kam Ende des 19. Jh. hinzu, das einer ganz andere Idee folgte, was Gemeinde sein soll. In der wachsenden Anonymität der Großstadt in der Industrialisierung, in der der Kontakt zur Kirche weitgehend verloren gegangen war, sollte sie jetzt persönliche Beziehungen und soziale Gemeinschaft am Wohnort gestalten und über diese Gemeinschaft Menschen wieder zum christlichen Glauben führen. Es entstand das Gemeindehaus mit Freizeitangeboten in Form von kontinuierlichen Gruppen, gegliedert nach Alter und Geschlecht. Jetzt wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für das „richtige“ Christsein. Der Pfarrberuf bekam jetzt ganz neue Aufgaben – er sollte das Gemeindeleben organisieren, Gruppen leiten und möglichst alle Gemeindeglieder persönlich kennen und durch ihr Leben begleiten. Dass Menschen eine persönliche Beziehung zum Pfarrer entwickelten, wurde als wesentlicher Zugang zur Kirche und damit auch zum christlichen Glauben verstanden.

Ab den 1960er und 1970er Jahren und noch einmal verstärkt seit den 1990er Jahren wuchs das Angebotsspektrum der Kirche enorm. Zu den vielfältigen Gruppen gesellten sich Initiativen und Projekte. Die Pfarrpersonen und anderen Hauptamtlichen erweiterten ihre Fähigkeiten und wurden zu Expert*innen in unterschiedlichen Bereichen. Gleichzeitig wuchs die Zahl der Gremien und Ausschüsse mit dem Bemühen, Demokratie und Mitbestimmung in

der Kirche zu stärken. In den letzten Jahren sind noch die Ansprüche an neue Formen von Kirche, die auch Menschen ohne christliche Sozialisation ansprechen, hinzugekommen.

Zusammengenommen bildet die Ortsgemeinde heute ein engmaschiges flächendeckendes Netz von Gemeinden, die jeweils ein möglichst großes Spektrum von Angeboten, ein Beziehungsangebot der Pfarrperson für die Menschen vor Ort und die klassische pastorale Zuständigkeit für Gottesdienste, Amtshandlungen, Seelsorge und Unterricht vorhalten. Voraussetzung dafür, dass sich diese Kombination entwickeln ließ, war die steigende Zahl von Pfarrpersonen bis in die 1990er Jahre. Bereits jetzt führt diese Konstruktion vielerorts zu dem dauerhaften Gefühl von Überlastung der Hauptamtlichen, mittlerweile aber auch vieler Ehrenamtlicher, die sich bemühen, das System unter veränderten Bedingungen aufrechtzuerhalten. Dies aber verstärkt in doppelter Hinsicht die Abwärtsspirale: Wie viele Hauptamtliche die Kirche in Zukunft haben wird, ist für die jetzige junge Generation in einem hohen Maße von der Attraktivität der Arbeitsbedingungen abhängig. Und wenn Menschen, die hauptberuflich mit der Kommunikation des Evangeliums befasst sind, vorrangig Überlastung ausstrahlen, dann macht es die Zugänge zur Kirche nicht attraktiver.

Wird sich die Zahl der Pfarrpersonen in den nächsten Jahren voraussichtlich mindestens halbieren und die der anderen kirchlichen Hauptamtlichen ebenfalls stark zurückgehen, kann diese Mischung aus den verschiedenen Elementen nicht mehr funktionieren – und wenn keine Entscheidung getroffen wird, kollabiert das System. Dabei gibt es unterschiedliche Alternativen: Entweder muss das Prinzip der Flächendeckung aufgegeben werden, sodass es nur noch in manchen Orten Gemeinden gibt und andere völlig aufgegeben werden. Oder es wird der persönliche Kontakt und das Spektrum von Angeboten stark reduziert und die Hauptamtlichen konzentrieren sich auf die pastorale Versorgung eines großen Raumes – möglicherweise entsteht dann etwas vor Ort aufgrund von ehrenamtlicher Initiative, möglicherweise aber auch nicht. Oder es gibt in dem Netz von Gemeinden jeweils ein exemplarisches kirchliches Angebot, das jeweils für bestimmte Menschen und Bevölkerungsgruppen da ist und in einer Mischung aus Hauptberuflichkeit und Ehrenamtlichkeit gestaltet wird, wiederum ergänzt von möglichen ehrenamtlichen Initiativen. Alle drei Varianten folgen bestimmten Kirchenbildern und Ideen, wie sie sein und was sie tun soll. Was aber bedeutet dies jeweils theologisch? In einem nächsten Schritt möchte ich daher fragen, welche theologischen Überlegungen dabei helfen können, eine Entscheidung über die Kirche der Zukunft zu treffen.

2. Theologische Überlegungen zur Zukunft der Gemeinde

Ein Blick in die Bibel zeigt, wie unterschiedlich die Formen und Strukturen, die sich Christ:innen geben, sein können: Die Gemeinschaft um Jesus zog durch das Land, unterstützt von Anhänger:innen, die gelegentlich mit ihm zusammenkamen. Die Apostelgeschichte erzählt von einer Lebens- und Gütergemeinschaft (Apg 2). Im Anschluss an die Mission des Paulus gründeten sich Hausgemeinden und der Epheserbrief versteht „Gemeinde“ als weitweite Kirche Jesu Christi. Es gibt also kein biblisches Vorbild, wie Gemeinde und Kirche organisiert zu sein hätte. Die vielen Formen werden aber von der gleichen Aufgabe geeint: Sie unterstützen die Kommunikation des Evangeliums, die Botschaft von der Liebe Gottes für alle Welt. Ohne die Kirche mit ihren Gebäuden, in denen sich Menschen zur Kommunikation des Evangeliums versammeln, mit ihren Hauptamtlichen und mit ihren Angeboten wäre es sehr viel schwieriger, dass Menschen mit dem Evangelium in Kontakt sind.

Alle kirchlichen Strukturen, Sozialformen, Ämter, Gebäude und Kommunikationswege *dienen* also dem Evangelium. Sie *sind* jedoch nicht das Evangelium, denn sie gehören zu den weltlichen Dingen. Der göttliche Schatz des Evangeliums wird in „irdenen Gefäßen“ kommuniziert, wie Paulus es im zweiten Brief an die Gemeinde in Korinth (4,7) ausdrückt. Die Formen der Kirche müssen sich messen lassen an der Frage, ob sie es voraussichtlich bestmöglich unterstützen, dass Menschen in Kontakt mit dem Evangelium der unbedingten Liebe Gottes sind oder allererst in Kontakt mit dem Evangelium kommen. Dies aber ist für jede Zeit und Kultur unterschiedlich. Heute geschieht dies viel stärker als in früheren Generationen auf unterschiedlichen Wegen. Menschen erleben die Liebe Gottes ebenso im Gottesdienst wie in der Seelsorge oder der Diakonie, in einem Jugendevent oder im Morgenkreis der evangelischen Kita, in der digitalen Kirche, auf der Reise des Frauenwerkes, in dem gegenseitigen Verstehen Verschiedener im interreligiösen Dialog, in Gemeinschaftserfahrungen im Senior:innenkreis, auf der Familienfreizeit oder auf einer Akademietagung, in der Flughafenseelsorge oder bei einem Kirchenasyl, beim Gottesdienst anlässlich einer Katastrophenerfahrung oder zum Schulanfang. Es gibt heute keine Form, die alle Menschen gleichermaßen anspricht. Die traditionellen Formen der Ortsgemeinde erreichen gegenwärtig etwa 8% der evangelischen Kirchenmitglieder, also ca. 2% der Bevölkerung, und zwar vorrangig die älteren Milieus. Angesichts des Auftrags, das Evangelium mit „aller Welt“ (Mk 16,15) zu kommunizieren, ist das wenig. Setzt man dies in Beziehung dazu, wie viel Geld und vor allem personellen Ressourcen in diese Form fließen, wäre das in theologischer Perspektive selbst dann, wenn die Zahl der Hauptamtlichen nicht zurückgehen würde, kein befriedigender Zustand. Die Mehrheit der Kirchenmitglieder und erst recht der Bevölkerung erlebt es in den klassischen ortsgemeindlichen Formen zu wenig, dass die Begegnung mit dem Evangelium für ihr Leben sinnvoll und hilfreich ist. Gleichzeitig zeigen die vorsichtigen Versuche anderer Sozialformen wie z.B. Jugendkirchen, diakonische Gemeinden, Online-Gemeinden, Kirchen der Stille oder Angebote für Urlauber:innen, dass sich davon mehr und andere Menschen nicht nur angesprochen fühlen, sondern die Bedeutung der Liebe Gottes für ihr Leben erfahren.

Betrachtet man die drei Alternativen, in welche Richtung sich die Ortsgemeinde entwickeln könnte, scheint sich mit nach dem Kriterium, in welcher die Chancen auf die Begegnung mit dem Evangelium von der unbedingten Liebe Gottes groß sind, ein recht eindeutiges Ergebnis abzeichnen: Die Schließung von mindestens der Hälfte der Gemeinden, während die anderen weitermachen wie bisher, dürfte die Prozentzahlen derjenigen, die von dem kirchlichen Handeln erreicht werden, mittelfristig vermutlich noch einmal halbieren – der kirchliche Auftrag würde damit noch deutlich weniger erfüllt als heute. Sich (wie in der mittelalterlichen Variante) auf die flächendeckende pastorale „Grundversorgung“ zu konzentrieren, würde sich fatal auswirken in einer Zeit, in der die Kirche Menschen allererst überzeugen muss, dass der Kontakt zur Kirche und ihren Angeboten für ihr Leben wertvoll ist – bereits unter heutigen Bedingungen geht die Teilnahme an Gottesdienst, Amtshandlungen, Seelsorge und Unterricht beständig zurück und dies würde sich weiter beschleunigen. Die dritte Alternative geht hingegen scheint dem Kriterium, für möglichst viele Menschen einen Zugang dazu zu bieten, die unbedingte Liebe Gottes als wichtig für ihr Leben zu erfahren, am ehesten zu entsprechen. Sie geht zwar den Kompromiss ein, dass Menschen zu der Gemeinde ihrer Wahl längere Wege in Kauf nehmen müssen, aber dies war bisher auch nur für die genannte Minderheit anders – wer andere Formen als die Ortsgemeinde gesucht hat, musste bisher nicht nur länger fahren, sondern es war auch unsicher, ob es die in der Region

überhaupt gab und oft war es nicht transparent, wo man sie fand. Ein exemplarisches Arbeiten, das ernst nimmt, dass Menschen heute unterschiedliche Zugänge zum Evangelium brauchen, die mit Zeit, Lust und Leidenschaft für das jeweilige Handlungsfeld gestaltet werden und eine Konzentration auf dieses ermöglichen, dürfte einerseits mehr Menschen als bisher erreichen und andererseits eine deutliche Entlastung für die Verantwortlichen bieten. Wie aber könnte das aussehen?

3. Exemplarische Kommunikation des Evangeliums in den Gemeinden der Zukunft

Dieser Weg würde bedeuten, dass sich die Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen künftig in einem Kirchenkreis oder Dekanat miteinander abstimmen, wer welches Profil entwickelt und welche kirchlichen Handlungsfelder abdeckt. Die Gemeinden bringen dabei ihre Schätze, Stärken und Traditionen ein, entscheiden dies aber nicht nur für sich, sondern stimmen sich in einem längeren Prozess miteinander ab, in welchem Verhältnis die Ressourcen für welche Arbeitsbereiche eingesetzt werden sollen: Wie stark soll beispielsweise Kinder- und Jugendarbeit gewichtet werden, wie stark diakonische Arbeit, musikalische, spirituell orientierte, interreligiöse Arbeit, Arbeit mit Familien, Alleinerziehenden, älteren Menschen, Trans*menschen, Menschen im Krankenhaus, im Gefängnis, Geflüchtete etc.? Welche Bedarfe signalisiert der Sozialraum und welche Kooperationen sind sinnvoll? Und ebenso muss gefragt werden, in welchen Formen von Gemeinde diese Arbeitsbereiche sinnvoll zu gestalten sind. Erscheinen beispielsweise Jugendkirchen sinnvoll? Welche Formen von diakonischer Arbeit sind sinnvoll? Welchem Modell soll die Konfi-Zeit in der Region folgen? Sollen Kasualien künftig vorrangig in Kasualagenturen angesiedelt sein? Welches Verhältnis und digitalen Formen bietet sich wo an und wie kann dies für künftige Entwicklungen flexibel gehalten werden? Welche Orte und Formen sind für welche Zielgruppe sinnvoll? Welche sind sinnvoll an einem Ort miteinander zu verbinden – weil sie sich ähnlich sind oder auch gerade, weil sonst wenig Kontakt zwischen diesen Bevölkerungsgruppen besteht, von dem aber alle profitieren könnten? Dabei wären andere Formen kirchlichen Lebens wie beispielsweise Familienzentren, Beratungsstellen oder Akademien mit ihren Wegen der Kommunikation des Evangeliums gleichberechtigt miteinzubeziehen.

Hauptamtliche würden sich dann gezielt auf profiliert ausgeschriebene Stellen bewerben, für die sie bestimmte Talente und Kompetenzen mitbringen bzw. durch sehr gute Fortbildungsmöglichkeiten diese erwerben. Sie würden die Arbeitsbereiche gemeinsam mit Ehrenamtlichen gestalten, die in gut organisierten „Ehrenamtsbörsen“ – kirchlich oder gemeinsam mit kommunalen Trägern – beraten werden, wo sie am sinnvollsten ihre Talente einbringen, neu erwerben und ihre Vorstellungen verwirklichen können.

Die menschlichen Beziehungen sowohl untereinander als auch zu den Hauptamtlichen wären dabei bleibend wichtig. Persönlicher Kontakt wäre aber weniger ein Wert an sich, sondern würde dem Zugang zu den christlichen Inhalten dienen. Die bisherige Erfahrung, dass Zugänge zur Kirche über Personen und v.a. über Pfarrpersonen laufen, wird dann als Konsequenz der bisherigen Formen verstanden und nicht als gegebener Sachverhalt. Möglicherweise kann damit auch das Vertrauen wachsen, dass das, was die Kirche inhaltlich vertritt und gestaltet, an sich attraktiv und lebensrelevant ist.

Eine solche Form von Gemeinde hätte die Chance, dem theologischen Auftrag der Kirche im 21. Jh. gut zu dienen – wobei sie wie alle Organisationsformen von Kirche immer

menschengemacht ist und daher mit dem Kriterium der Kommunikation des Evangeliums kritisch überprüft werden muss.

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong ist Professorin für Praktische Theologie an der Uni Kiel und beschäftigt sich in Forschung und Lehre intensiv mit der Zukunft der Kirche. Wer sich damit näher beschäftigen möchte, findet in ihrem für Ehrenamtliche verfassten Buch „Kirche gestalten. Wie die Zukunft gelingen kann“ (Gütersloh 2021) zu den wesentlichen Zukunftsfragen Hintergrundinformationen und mögliche Alternativen mit biblischen Impulsen und Methoden, in kirchlichen Gremien dazu weiterzuarbeiten.